

Psychoanalyse als Wissenschaft*

Übersicht: Das Wissenschaftskonzept der Psychoanalyse wird gegen das normativ reduktionistische Glaubensbekenntnis einer neopositivistisch verstandenen Einheitswissenschaft abgegrenzt. Mit den sprachphilosophischen Konstruktionen der »analytischen Philosophie des Mentalen« läßt sich nach Ansicht des Autors das hermeneutische Wissenschaftsverständnis der Psychoanalyse gegenüber funktionalistischen Theoriemodellen erhärten.

1. Zum Begriff »Psychoanalyse«

»Psychoanalyse« meint im vorliegenden Text die unter Standardbedingungen durchgeführte, von Sigmund Freud begründete talking-cure bzw. die aus diesem Setting heraus entwickelte und stets darauf bezogene Krankheits- und Behandlungslehre. Die Erfahrungen innerhalb des psychoanalytischen Rahmens sind letzter Prüfstein und Referenzpunkt für alle Weiterungen der psychoanalytischen Theorie in literarische, kulturwissenschaftliche oder allgemeinpsychologische Disziplinen hinein. Meine Ausführungen beziehen sich auf die dyadische Praxis der freien Assoziation und Abstinenz, reflektiert in dem Begriffsfeld von Arbeitsbündnis, Widerstand, Übertragung und Gegenübertragung. Innerhalb dieses Feldes entfaltet sich im aktiven Vollzug des psychoanalytischen Prozesses die emotionale Welt des Patienten in ihrer Irrationalität und Selbstverborgenheit. Daß dieser Prozeß dem aktuellen und konkreten hic et nunc zweier miteinander kommunizierender Personen entwächst, unterstreicht den semantischen Charakter aller personalen Phänomene und damit auch der seelischen Störungen. — Psychoanalyse meint mithin die Methode der beobachtenden Teilnahme an einem szenischen Dialog mit dem nie zu erreichenden Ziel, *alles* kognitiv-emotionale Geschehen darin sinnvoll aufzuklären.

Unter den Oberbegriff Psychoanalyse seien neben dem Standardverfahren die an ihm entwickelten und auf das Setting rational bezogenen Modifikationen mit eingeschlossen. Außerhalb des Begriffs Psychoanalyse stehen — und werden im weiteren auch nicht bedacht — alle tiefenpsychologisch fundierten Therapie- und Forschungsverfahren, die lediglich

* Bei der Redaktion eingegangen am 15. 2. 1983.

Aspekte der auf das klassische Setting fokussierten Krankheitslehre und Behandlungsregeln übernehmen bzw. anerkennen. Keinesfalls soll damit angedeutet sein, jeder Zweifel an psychoanalytischen Aussagen komme einer neurotischen Abwehrhaltung gegenüber der Psychoanalyse gleich. Auch der methodisch geschulte Nicht-Analytiker vermag selbstverständlich die psychoanalytische Metatheorie und Behandlungslehre nach wissenschaftsphilosophischen Maßstäben hinsichtlich ihrer theoretischen Stringenz zu beurteilen. Freilich bleiben dem psychoanalytisch nicht Arbeitenden die Grundlage der Psychoanalyse, die Erfahrungen innerhalb der Behandlungen einschließlich einer eigenen Analyse verschlossen. Er steht außerhalb jenes streng definierten Feldes der Begegnung, in welchem die Empirie der Psychoanalyse als dem Terrain ihrer Bewährung zu Hause ist. Insofern ist dem Theoretiker ohne eigene psychoanalytische Erfahrung die Grundlage des Fachs verschlossen.

2. Überlegungen zum Wissenschaftsbegriff

Welchen Kriterien muß eine veritable Wissenschaft genügen? Hierzu sind prinzipiell normative und/oder pragmatische Antworten möglich. Die mir nahestehenden pragmatischen Lösungen gehen davon aus, was wissenschaftlich arbeitende Personen bei ihrer Arbeit tun. Den Fundamentalisten erscheint gerade das wenig interessant. Sie bevorzugen die wissenschaftstheoretische Perspektive, um vom Standpunkt einer idealisierten Physik Wissenschaftsnormen zu erlassen. Hierzu wird die Geschichte dieser höchst erfolgreichen Wissenschaft nicht nachgezeichnet, sondern *rekonstruiert*. Die Frage lautet: Wie hätte die Physik vorgehen müssen, um ohne jeden irrationalen Umweg zu ihren Resultaten zu gelangen? Die Antworten ergehen dann an die in der Gegenwart arbeitenden Wissenschaftler als normative Vorschriften mit dem wenig erstaunlichen, aber wissenschafts-soziologisch höchst relevanten Effekt, daß die meist philosophisch ungeschulten Einzelwissenschaftler aufgrund ihrer zahlreichen »Normverstöße« hinsichtlich der eigenen Arbeit ein schlechtes, indessen vereinzelt Gewissen entwickeln. Um so devoter huldigen sie dafür dem Falsifikationsdogma der zeitgenössischen Wissenschaftstheorie. Deshalb meint Groeben (1977), daß die Doktrin, Sozialwissenschaften seien nach Art der Physik zu betreiben, kein Irrtum über das Wesen der sozialen Realität sei, sondern ein massiver Versuch, eine bestimmte Art sozialer Realität, von Kontrolle und damit von Machtverhältnissen herzustellen, nämlich eine technizistisch-objektivistische. Zuerst entzieht man dem »reflexiven Subjekt« seinen epistemologischen

Vorrang als dem Akteur der Erkenntnis und bald danach auch sein ethisches Primat.

Der Leser sei auf Darstellungen der einheitswissenschaftlichen Position andernorts verwiesen (Popper, 1935, 1958; Albert, 1972). Hervorgehoben werden muß aber, daß die dort entfaltete hypothetico-deduktive Falsifikationsstrategie das theoretische Schaffen zur subjektiven Privatsache des Wissenschaftlers erklärt und der Kognitionspsychologie zur Bearbeitung überantwortet. Der Wissenschaftstheorie bleibt dann nur die Aufgabe, solches Schaffen zu kritisieren. Im übrigen kann der Popperianer der Forderung anhängen, ein Forscher habe stets nach der Widerlegung seiner eigenen Theorien zu streben, und sich ihr dabei gleichzeitig durch Variationen der Randbedingungen in eigenen Untersuchungen wieder zu entziehen. Mit dem technischen Kunstgriff, in einem Experiment die Randbedingungen umzuschreiben, kann nahezu jede Theorie angesichts eines jeden Ereignisses gerettet und gleichzeitig dem kritischen Rationalismus die Treue gehalten werden. Der springende Punkt scheint zu sein, daß die Einheitswissenschaft zwar seit Lakatos (1970) und Herrmann (1976) den Begriff der progressiven und degenerativen Wissenschaften kennt, aber kein Kriterium für den Einzelfall bietet und deshalb ersatzweise auf das von modischen Vorlieben nicht unabhängige Urteil der scientific community zurückgreifen muß¹.

Diese letzte Verankerung einer Wissenschaft im common sense wird von den Wissenschaftstheoretikern nicht selten über weite Strecken verleugnet und nur am Ende aller Weisheit hilfswiese und verschämt wieder bestätigt.

Eine akzeptable, tragfähige und tolerante Auffassung von Wissenschaft wäre in Anlehnung an Hübner (1980) so zu skizzieren: Interessierte Personen argumentieren kritisch miteinander und einigen sich im Diskurs normativ auf bestimmte Erkenntnismethoden, die vorläufig, nämlich bis zur Wiederaufnahme des Diskurses, gelten sollen. Daraus folgt unmittelbar, daß Erkenntnis keine dem erkennenden Subjekt äußerliche Wirklichkeit abbilden kann. Die Methoden der Datengewinnung sind Bestandteile von Theorien, sie werden interessengeleitet entworfen und haben der Kritik standzuhalten. Messung stellt die jeweils gültige Wirklichkeit aktiv her, sie ordnet dem im Lichte der Theorie hergestellten Sachverhalt eine bestimmte Zahl zu.

¹ »Was die Menschen als Rechtfertigung gelten lassen, — zeigt, wie sie denken und leben« (Wittgenstein, 1958, § 325).

Mit anderen Worten: Unsere Sinne und unsere Wahrnehmungen *sagen* uns nichts. Vielmehr veranlassen sie uns zu bestimmten Äußerungen, zu Behauptungen in Sätzen. Unsere Theorien sind allesamt Netzwerke von Sätzen. Keine Wahrnehmung, keine unmittelbare Anschauung, sondern ausformulierte Sätze sind die semantischen Bausteine allen Wissens. Wissenschaftliche Partner handeln sie als Basissätze untereinander kritisch aus. Basissätze sind Produkte der gemeinschaftlichen Einigung über sinnvolle Ausgangspunkte zur weiteren Bearbeitung der Befunde, sind Resultate eines exquisit sozialen Handelns. Andernfalls genießen sie nur den Rang vorläufiger Meinungen oder überwertiger Ideen.

Folgen wir als Einzelwissenschaftler jenen sinnvollen, als die geltende Norm ausgehandelten Methoden der Beobachtung, der Befunderhebung, der Tatsachenbeschreibung und stoßen dabei auf gegenüber der Theorie inkonsistente Erfahrungssätze, dann scheitert der Versuch, bestimmte Ableitungen der Theorie als Tatsache in der Welt zu bestätigen: Die Welt, die ja auch immer unser Entwurf ist, zeigt unvermittelt ihre Widerständigkeit, ihren Objektcharakter. Sie zwingt zur Modifikation des Gefüges aktuell zutreffender Sätze und der daraus abgeleiteten Prognosen. An welcher Stelle im Satzgefüge der Theorie die nötigen Veränderungen erfolgen, an erfahrungsnaher oder an zentral-theoretischer Stelle, das bleibt abermals der Argumentation der Wissenschaftler überlassen, wobei oft genug Vorlieben und keine zwingenden Gründe der Vernunft den Ausschlag geben. »Am Grunde des begründeten Glaubens liegt nämlich der unbegründete Glaube« (Wittgenstein, 1970, § 253). »Und ich werde dann, ohne Gründe, handeln« (ders., 1958, § 211).

Am Ursprung eines jeden begründeten Wissens, einer jeden Wissenschaft und keinesfalls außerhalb ihrer steht das Argument, ausgetragen zwischen interessierten Personen in lebens- und erkenntnispraktischer Absicht. Aus diesem Diskurs, normativ geregelt nach Kriterien der Konvention, der Brauchbarkeit und der Bewährung hinsichtlich zukünftiger Erfahrungssätze, lebt jede Wissenschaft im Gegensatz zur Dogmatik (vgl. ebd., §§ 83, 87, 204, 474).

Descartes unterteilte den Gegenstandshorizont aller möglichen Erfahrungen und allen Wissens in die *res extensa*, isoliert von der *res cogitans*. Die Sonderung der sprechenden von der nichtsprechenden Natur ermöglichte die triumphale Entfaltung der klassischen Naturwissenschaften und gestattete ihnen bis zum Anfang unseres Jahrhunderts das naive Selbstverständnis, als vermöchten sie dem Ding-an-sich letztlich eben doch auf den Leib zu rücken, sofern sie nur ganz exakt hinschauten. Kants Kritik der reinen Vernunft drang nicht in den Alltag der Einzel-

wissenschaftler vor. Deshalb konnte, als diese sich schließlich der *res cogitans* zuwandten, das entsubjektivierte Erkenntnismodell der Naturwissenschaften zum sozialwissenschaftlichen Vorbild werden, mit dem vorhersehbaren Resultat, daß nahezu jede relevante psychosoziale Forschung in Methodenproblemen erstickt und bloße Trivialitäten zeitigt. Diese Herausforderung greift die zeitgenössische Wissenschaftsphilosophie insbesondere im angelsächsischen Sprachraum auf und stellt die Erkenntnislehre wieder vom Kopf auf die Füße. Der disziplinierte Diskurs, das von brauchbaren Konventionen vorläufig normativ geregelte Argument wird wieder grundlegend für *alle* Wissenschaften. Was »brauchbar« heißen soll, entscheidet die wissenschaftliche Gemeinde. Die prinzipielle Skepsis wird damit nicht zum Schweigen gebracht, sie verliert nur ihren Witz. Denn jeder vernünftige Zweifel endet an den Grenzen des holistischen Systems von akzeptierten Aussagen, das ihn andererseits erst ermöglicht. Descartes hätte vor allem daran zweifeln sollen, daß er alles bezweifelt². Wer alles zu bezweifeln vorgibt, raubt diesem Wort seinen Sinn (vgl. Wittgenstein, 1970, § 450). Wissen ist eben auch ohne einen notwendigen Ausgangspunkt und transzendente Sicherheit aus der Praxis des Lebens heraus möglich. Die Naturwissenschaften stellen innerhalb des von brauchbaren Konventionen geregelten Diskurses lediglich *eine* von vielen vernünftigen Spezialisierungen dar, sind ihrerseits selbst ein Kulturprodukt, das sich keinesfalls zum allgemeingültigen Prototyp für alle Wissenschaften und schon gar nicht für die vom vernünftigen Reden und Handeln hochstilisieren läßt. Dafür bewährt sich vielmehr eine andere Begrifflichkeit, welche nach Begründung, nach Sinn, Zweck und der Intentionalität des Handelns fragt, nicht aber nach Determination und Kausalität. In Tat und Wahrheit ist der Kausalbegriff dem alltäglichen intentionalen Handlungsbegriff nachgebildet: Wie muß ich herstellend, konstruierend in die nicht selbst sprechende und handelnde Natur eingreifen, um dieses oder jenes zu erreichen? Kurzum: Wir verstehen auch die sprachlose Wirklichkeit, als sei sie der Ablauf einer Handlung (Hübner, 1980, S. 165 ff.). Für die Psychoanalyse lautet also die entscheidende Frage längst nicht mehr, ob sie eine Wissenschaft sei oder nicht. Über das Erfahrungsgebiet der Psychoanalyse wird ein ebenso kritischer und nach Rationalität strebender Diskurs geführt, wie in anderen Wissenschaften auch. Überall

² »Aber das sagt nicht, daß wir zweifeln, weil wir uns einen Zweifel *denken* können (Wittgenstein, 1958, § 84). »Aber schließt du eben nicht nur vor dem Zweifel die Augen, wenn du *sicher* bist?« — Sie sind mir geschlossen« (ebd., S. 359). »Das Zweifeln hat ein Ende« (ebd., S. 286).

gilt es, das Verständnis des Gegenstandsbereichs zu vertiefen, um den wissenschaftlichen Handlungsspielraum weiter zu fundieren und zu erweitern. Die relevante Frage bezieht sich auf die Besonderheit der Psychoanalyse als Wissenschaft.

3. Zeitgenössische Schwerpunkte der Wissenschaftsdiskussion um die Psychoanalyse

3.1. Zunächst wird die m. E. unfruchtbare Debatte darüber geführt, ob die Psychoanalyse nicht vielleicht doch noch in den Rang einer Popper'schen Einheitswissenschaft erhoben werden könnte (vgl. Oatley, 1982; Fielding und Llewelyn, 1982). Der Leser sucht allerdings vergebens nach verbindlichen Kriterien für die Adellung. Damit könnte man den Topos bereits wieder verlassen, wenn er nicht wissenschaftssoziologisch so aktuell wäre. In der strengen Version der Debatte wird gefordert — so auch von Popper selbst, einem erklärten Gegner der Psychoanalyse (1935) —, um eine Wissenschaft zu sein, müsse die Psychoanalyse für die zentralen Annahmen ihrer Metatheorie Falsifikationsverfahren angeben, etwa für die Strukturtheorie oder den Ödipus- bzw. den Kastrationskomplex. Noch nie hat es aber ein *experimentum crucis* für die zentralen Annahmen irgendeiner wissenschaftlichen Theorie gegeben. Solche Theoriekerne sind unangreifbar und werden nicht widerlegt, sondern verlieren im Laufe der Diskussion an Interesse, sie überleben sich als Paradigmen, wie es etwa z. Zt. von einigen für die Libido-Theorie diagnostiziert wird. Zentrale theoretische Annahmen lassen sich nicht empirisch überprüfen, und das käme auch keinem Wissenschaftler in den Sinn. Wie andere, so will beispielsweise auch Popper unerschütterlich zu *seinen* Kernthesen stehen und bis zuletzt am Wahrheitsbegriff des common-sense-Realismus festhalten.

Die schwache Version von Einheitswissenschaft bescheidet sich mit der Forderung, alle Wissenschaft sei erfahrungsbezogen und müsse sich an der Erfahrung korrigieren lassen. Eine solche Formulierung aber ist nahezu eine Tautologie des Begriffs »Wissenschaft«. Deshalb kann diese Version einem einzelnen Wissenschaftstheoretiker als geistiges Eigentum nicht zuerkannt werden. Auch der als Erzdogmatiker neben Karl Marx verteufelte Sigmund Freud hat seine Theorie mehrfach an der klinischen Erfahrung korrigiert, etwa in der Entwicklung vom frühen Trauma über die frühkindlichen Phantasien bis zur Konzeption des Todestriebes. Auch Freud war stets bereit, einige zentrale Annahmen seiner Theorie zur Debatte zu stellen, aber doch niemals alle auf einmal.

Immer wieder wird auch die Auffassung vertreten, die Psychoanalyse sei durchaus als Naturwissenschaft anzusehen und habe quasi-experimentell zu belegen, daß die Veränderung des Patienten auf etwas anderem als auf Suggestion, Anpassung oder auf einem Placebo-Effekt beruhe³. Sollte zur Psychoanalyse als Wissenschaft nicht mehr und besseres zu sagen sein? Die alles entscheidende Kernfrage in der einheitswissenschaftlichen Debatte lautet, ob eine Wissenschaft wie die Psychoanalyse einen nomothetischen, auf generellen Gesetzen beruhenden Ursprung haben kann: Beruht der praktische Syllogismus des Aristoteles, d. h. die teleologische Erklärung, mit Hilfe derer wir Handlungen final verstehen, auf einem Naturgesetz oder nicht? Wenn wir sagen, der Knabe wolle sich von seinen peinigenden Kastrationsängsten befreien und wehere, indem er sich mit dem Bild des geliebten und gehaßten Vaters identifiziert, »vernünftigerweise« seine ödipalen Inzestwünsche ab, wenn wir sagen, die Libido und die Ich-Funktionen regredieren vernünftigerweise unter dem Einfluß eines ökonomischen Notstandes und greifen auf bereits aufgegebene, archaische, aber erprobte Existenzformen zurück, wenn wir sagen, eine Person P wolle das Ziel Z erreichen und führe deshalb rationalerweise in einer gegebenen Situation S die Handlung H aus, bemühen wir dann in solchen teleologischen Formulierungen ein Naturgesetz oder nicht?

Oder ist nicht dort, wo es um die Aufklärung und die Vorausschau begründeter Handlungen geht, der Begriff des Naturgesetzes entbehrlich? Wir handeln bewußt oder unbewußt, wie wir handeln, weil dies unter einer bestimmten Betrachtungsweise, vis à vis einer bestimmten Beschreibung des gesamten Kontextes — die ihrerseits nicht der Weisheit letzter Schluß zu sein braucht — vernünftig ist. Die Idee des Naturgesetzes taucht erst auf, wenn wir versuchen, den nicht selbst argumentationsfähigen Gegenständen der Natur Regelmäßigkeit zuzuschreiben, um sie zukünftig kalkulierbar zu machen. Die Struktur solcher Regelmäßigkeiten entnehmen wir dem anders begründeten und nach Zwecken ausgerichteten Argumentieren über das Handeln von Personen.

In der deutschen Literatur haben insbesondere Thomä und Kächele (1973), Perrez (1972) und H.-J. Möller (1978, 1979) das einheitswissenschaftliche Postulat gegenüber der Psychoanalyse betont. Perrez und Möller gestehen den großen Fallgeschichten Sigmund Freuds als typi-

³ Aber: »Das Bestehen der experimentellen Methode läßt uns glauben, wir hätten das Mittel, die Probleme, die uns beunruhigen, loszuwerden, — obgleich Problem und Methode windschief aneinander vorbeilaufen« (Wittgenstein, 1958, S. 370).

schen Repräsentanten ihrer Gattung bestenfalls den Status einer historisch-genetischen Erklärungsskizze zu, wobei es sich um Erzählungen handele, in die nach Belieben und in lockerer Folge meist ungenaue gesetzesähnliche Regeln und daraus gezogene, ebenso ungenaue Folgerungen eingebaut seien. Derartige Konstruktionen seiner Lebensgeschichte mögen gerade für einen orientierungslosen Patienten nützlich sein, belegen aber noch keineswegs ihre »Wahrheit« — was immer damit gemeint sei. In welcher relevanten Hinsicht aber soll denn eine Abfolge von Deutungen falsch sein, die ein Patient durcharbeitet, sich aneignet und durch die er zu einem kreativen selbstbestimmten Leben in neuen Freiheitsräumen gelangt, so daß er seiner Symptomatik nicht länger bedarf?

Auch kennen die Advokaten der Einheitswissenschaft nur eine extrem verkürzte Bedeutung von »Verstehen« als einer quasi privatsprachlichen Intuition, anstatt den Verstehensbegriff in der Intersubjektivität der immer schon eine kompetente Sprachgemeinschaft implizierenden Argumentation zu entfalten. Nur weil er hier zu kurz greift, kann der Neopositivist im nächsten Schritt das Evidenzgefühl belächeln, welches die Einigung über die Angemessenheit einer Deutung begleitet. Tatsächlich ist nämlich der kritische Diskurs zu Ende, wenn sich unter den Beteiligten das sichere Gefühl ausbreitet, einen Sachverhalt verstanden zu haben. Einer Wiederaufnahme des Verfahrens steht deshalb nichts im Wege, sobald neue Tatsachen den alten Konsens in Frage stellen.

Nun wird der praktische Einwand auftauchen, eine positivistische Forschung innerhalb der Psychoanalyse sei mit Blick auf Freud doch gefordert und auch möglich, wie zahlreiche Autoren unter Beweis gestellt hätten. Darauf ist mit Schwemmer (1976) zu antworten, daß hier der Schein trügt: Eine am Neopositivismus orientierte Pseudo-Kulturwissenschaft kann sich nur so lange etablieren, wie die Normen und Maximen einer Sozietät als quasi-stabile Randbedingungen in Kraft sind. Verändern sich diese, schleichend oder über Nacht, dann ist es mit den sogenannten Gesetzmäßigkeiten vorbei, die für jene Sozietät einmal scheinbare Gültigkeit besaßen, und das Ringen um neue Werte und Normen setzt ein. Dieser Prozeß kann nach wie vor unter dem Gesichtspunkt der Sinnrationalität beschrieben werden, der Erklärung von Handlungen in Relation zu Zwecken und Maximen, nicht aber als Konsequenz empirischer Naturgesetze. Wenn Freud beispielsweise die narzißtischen Neurosen, wie sie Kohut und Kernberg beschreiben, nicht kannte, lag dies vielleicht weniger an seiner Kurzsichtigkeit als an den gesellschaftlich-historischen Bedingungen seiner Zeit. Ein anderes Bei-

spiel wäre etwa die Diskussion darüber, ob der Ödipuskomplex eine quasi-biologische Konstante darstellt oder eher ein Kulturprodukt, an dessen Stelle auch ein anders gestaltetes Phänomen treten könnte.

Die Erörterungen zum »Neopositivismus« seien mit Verweis auf eine aufschlußreiche und exemplarische Debatte (Ervin, 1981) abgeschlossen, in deren Verlauf zunächst erörtert wird, ob Freud damit recht hatte, das gebesserte Befinden des Patienten kausal auf seine neuen Einsichten zurückzuführen (Waelder, 1962), oder ob dies nicht auf Spontanheilung, Placebo-Effekten und Suggestion beruhe bzw. auf der voreingenommenen Selektion der Daten und Patienten. Schon die Fragestellung sollte uns lehren, daß die Psychoanalyse keine wirkliche Chance der Bewährung im naturwissenschaftlichen Sinne hat, auch nicht, wenn sie, wie der Vorschlag lautet, mit »smashing effects«, dem Beispiel der Elektrokampftherapie folgend, ihre Kritiker fürs erste mundtot machen könnte. Ein anderes Votum (Flax, 1981) demonstriert, wie nachteilig sich für die eigene wissenschaftliche Position der dem Psychoanalytiker naheliegende Gegenzug auswirkt, den wissenschaftlichen Gegner mittels Deutung seiner unbewußten Motive aus den Angeln heben zu wollen. Die Quittung (von Eckardt, 1981) folgt prompt in Form des mahnenden Hinweises, daß nämlich die Diskussion um die Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse innerhalb der normativen Wissenschaftsphilosophie geführt werden müsse, will man als Psychoanalytiker nicht belächelt und übergangen werden: Die Psychoanalyse als Wissenschaft möge verfahren wie alle anderen Wissenschaften auch, nämlich bei der Anwendung ihrer Prüfverfahren darauf achten, daß die zu prüfenden Hypothesen nicht bereits vorausgesetzt werden. Deshalb brauchen die Prüfverfahren nicht theoriefrei zu sein. Wissenschaftlich optimal wäre ein Verfahren, bei dem die Prüfung der relevanten Daten auch von jemandem vorgenommen werden kann, der mit der speziellen, zu prüfenden Theorie gänzlich unvertraut ist. Dieser gewichtige Vorschlag suggeriert geradezu, psychoanalytisch ungeschulte, aber gegenüber zwischenmenschlichen Abläufen sensible Personen vor der Einwegscheibe, dem Videoschirm oder dem Tonbandgerät den psychoanalytischen Prozeß beobachtend miterleben zu lassen, um sie dann gezielt zu befragen.

3.2. Die Diskussion um die Metapsychologie

Sieht man von der 10 Jahre zurückliegenden, hierzulande geführten Szientismusdebatte ab, so werden die entscheidenden Argumente zum Thema der psychoanalytischen Metatheorien heutzutage in den Verei-

nigten Staaten ausgetauscht. Dabei bleibt die klinische Krankheits- und Behandlungslehre unumstritten, ebenso wie die Forderung, jede psychoanalytische Aussage, die wissenschaftlich fundiert sein will, habe sich im Kontext des psychoanalytischen Prozesses zu bewähren. Der Disput geht darum, was als das wissenschaftliche Herzstück der Psychoanalyse gelten und in welcher Gestalt sich dieses der nicht-psychoanalytischen scientific community präsentieren soll: in der physikalistischen Form der klassischen Metapsychologie oder in einer anderen und dann in welcher? Orientiert man sich an den Publikationen, so scheint die klassische Metapsychologie gar keine Anhänger mehr zu haben. Viele glauben, ohne jede Metapsychologie auskommen zu können, andere fordern sie, aber neu formuliert (Frank, 1979; Duncan, 1981).

In seiner Arbeit »The death and transfiguration of metapsychology« empfiehlt Holt (1981), das Thema frei von Eifersüchteleien, Polemik und Ambitionen zu behandeln. Sich selbst attestiert er, die Möglichkeiten genereller wissenschaftlicher Systeme, euphorisch angesichts der System- und Informationstheorien, jahrelang überschätzt zu haben. Als Amerikaner spricht er sich gegen die dort übliche dogmatische Trennung der »science« von den »humanities«, der Naturwissenschaft von den Geisteswissenschaften aus. Alle Wissenschaftler, Physiker wie Historiker, suchten in ihrer täglichen Arbeit nach erhellenden Bildern der Welt, um darin, wie Einstein sagte, die bloßen Erfahrungen zu überwinden. Wissenschaft und Kunst seien nicht weit voneinander entfernt, dies betonen die zeitgenössischen Mathematiker und theoretischen Physiker immer wieder. Überall werde mit *Bedeutungen* gearbeitet und nach ihnen gesucht, bei der Auswertung eines EEGs, eines Rorschach-Protokolls, einer Röntgenaufnahme wie bei der Auswertung von Nebelspuren der Elementarteilchen in der Wilson-Kammer. Überall müssen sich angehende Wissenschaftler zunächst darin üben, die Bedeutungen, die erfahrene Kollegen den Phänomenen zuschreiben, ebenfalls sicher zu identifizieren. Dann sind auch in der Einschätzung von Tonbandtranskripten psychoanalytischer Sitzungen hinsichtlich der darin enthaltenen unbewußten Bedeutungen gute Interrater-Übereinstimmung zu erzielen. Faktische Wissenschaft wächst, so zeigt Holt, in ihrer theoretischen Struktur »unordentlich« heran, indem es von der jeweiligen Forscherpersönlichkeit abhängt, an welchem systematischen Ort sie mehr Klarheit in das Gestrüpp der Erfahrung bringen möchte. Idealerweise sollte aber eine Wissenschaft, so auch die Psychoanalyse, ihre Domäne benennen können (etwa die psychoanalytische Situation), ihre Begrifflichkeit und ihre Theorie. Theorie meint in diesem Verständnis ein Satzgebilde in der

Begrifflichkeit der jeweiligen Wissenschaft. Angesichts bestimmter Theorien sei das Formulieren von Gesetzen über hypothetische Identitäten möglich mit dem Ziel, Uniformitäten auf der Erfahrungsebene zu erklären. Von den Theorien trennt Holt die Modelle, deren Aufgabe es ist, Theorien zu veranschaulichen. So veranschaulichte das teleskopische Modell, wie später das Strukturmodell, jeweils eine besondere Theorie des psychischen Apparates. Den Kritikern der Freudschen Theorie räumt Holt ein, daß die wissenschaftliche Psychoanalyse an einem Mangel an prognostischen Kriterien leidet, was zu unkontrollierbaren ad-hoc-Änderungen der theoretischen Vorstellung führt. Daher stammt auch die schlechte Zensur, die Holt der psychoanalytischen Metathorie erteilt, in der er eine Mixtur aus Begrifflichkeit, Theorie und Modell erkennt. Sie erkläre zu wenige der klinischen Phänomene und sei prognostisch unbrauchbar. Freilich — das sei angesichts der hierzulande laufenden Diskussion (König, 1981) hervorgehoben — trennt sich Holt auch von der Hoffnung, die er einst an die Systemtheorie knüpfte (ähnlich Peterfreund, 1975; Rubinstein, 1976; Rosenblatt und Thickstun, 1977; u. v. a. mehr). Von der kybernetischen Informationstheorie versprach man sich nämlich nahezu eine Übersetzung psychologischer in neurophysiologische Phänomene, was aber über metaphorische Formulierungen nicht hinausgelangt oder an der begrenzten Lebenszeit des Forschers scheitern muß.

Vermerkt seien zornige Bemerkungen Holts über Ricoeur (1969), dessen Eloquenz er wohl zunächst erlag, um danach die Dialektik von Hermeneutik und Energetik, Ricoeurs »gemischte Rede«, als die Begriffszauberei eines Theologen abzutun. Wahrscheinlich urteilt Holt hier allzu streng, da Ricoeur mit der These, die Erfassung des Unbewußten verlange die Idee der Triebrepräsentanz, verlange ein dem Erleben Äußeres im Inneren, etwas fundamental Richtiges und Wichtiges anspricht, freilich in einer begrifflich doch unzulänglichen Weise.

Meissner (1981) verfiert entschieden die naturwissenschaftliche Position innerhalb der Psychoanalyse. Wie jeder Naturwissenschaftler arbeite der Psychoanalytiker mit verschiedenen Mustern wiederholt zu erhebender Beobachtungen, denen er verständliche Bedeutungen zuschreibe. In der theoretischen Sprache sei durchaus der systematische Gebrauch von Metaphern erlaubt, um die Strukturen, Organisationsweisen und Funktionsgesetze des Mentalen auszuleuchten, nach denen dieses Bedeutungen erzeuge. Meissner glaubt an eine realisierbare Kompatibilität von persönlicher Kommunikation und nachrichtentechnischer Informationstheorie. Das Überlebensrecht einer geeigneten Metapsychologie begrün-

det Meissner damit, daß auch ein interpretativer Ansatz ökonomischer und struktureller Leitlinien bedarf. Darin ist ihm kaum zu widersprechen. Zu bedenken bleibt indessen, ob Kritiker wie Befürworter metapsychologischer Begrifflichkeiten (etwa: Libido, Besetzung, Widerstand, Abfuhr) in ihnen zu Recht naturwissenschaftliche Begriffe sehen dürfen. Schließlich fanden sich derartige oder ähnliche Wendungen bereits in den Lehren der Antike, lange bevor Descartes den neuzeitlichen Begriff der Naturwissenschaft schuf. Es muß wenigstens die Möglichkeit offen bleiben, daß Begriffe, die in den Naturwissenschaften systematisch verankert wurden, in den Alltagssprachen der Antike wie auch der Neuzeit vorkommen, darin aber eine lebenspraktische Funktion erfüllen als brauchbare Heuristik des Alltags. Wer das übersieht, bemüht scheinbar naturwissenschaftliche Begriffe auch für den Gebrauch innerhalb kulturwissenschaftlicher Theorien, und die Verwirrung nimmt ihren Anfang.

Im Gegensatz zu Meissner, aber auch zu Holt, steht Klein (1973), der die klinische Sprache von allen mechanistischen Reifikationen reinigen möchte. An die Stelle der Frage nach dem funktionalen »wie« habe die nach dem intentionalen, begründeten »warum« zu treten. Sodann erübrige sich alle Metapsychologie. Allein die subjektive Erfahrung im Kontext einer einzigartigen Biographie zähle. Die klinische Theorie habe den Patienten als ein Handlung initiierendes, Absichten verfolgendes und Regeln befolgendes Subjekt zu beschreiben. Patient und Analytiker attribuieren einander Gründe, Absichten, Intentionen, Pläne und Interessen, um sich und andere kalkulierbar zu machen. Derart dechiffriere die Psychoanalyse unbewußte, konflikthafte Sinnzusammenhänge auf der teleologischen Basis des praktischen Syllogismus. Natürlich ist auch für Klein die theoretische Befruchtung klinischer Begriffe erheblich, seien es die intraphänomenologischen (z. B. bewußt, unbewußt) oder die extraphänomenologisch-funktionalen (Projektion, Introjektion, Regression u. a.: gemeint sind Begriffe von nicht Erlebnisfähigem). Ausgangspunkt bleibt indessen die Erfahrung des Analysanden und die des Analytikers mit dem Analysanden. Von der Erfahrung innerhalb des Settings als der Grundlage schreitet die klinische Theorie, für Klein die einzig rechtmäßige der Psychoanalyse, über funktionale Generalisierungen hinsichtlich des Unbewußten fort, um zu ihren theoretischen Kernannahmen zu gelangen. Die bewährten Erfahrungsnormen der Psychoanalyse, die aus therapeutischem Handeln stammen und dieses inspirieren, will Klein nicht sogleich in den Rang einer allgemeinen Psychologie erhoben wissen, als welche sie dann unmittelbar der Literatur oder den Sozialwissenschaften zur Verfügung stünden.

In Deutschland vertritt Mertens (1981) einen liberalen metapsychologischen Antiszientismus. Zwar habe die Psychoanalyse durch ständige selbstkritische Revisionen seit der »Traumdeutung« (Freud, 1900) wie keine andere Sozialwissenschaft ihre Überlebenskraft bewiesen, aber nach wie vor übe die Metapsychologie durch den »Klapperatismus« des psychischen Apparates intellektuelle Tyrannei aus. In einer dehumanisierten Mechanistik habe sich eine veraltete Neurophysiologie eingenistet, die dann zu Anbiederungsversuchen an das einheitswissenschaftliche Modell verleite, während das kreative Potential an Erkenntnissen über Entwicklung und Prozessualität menschlicher Subjektivität genauso austrockne, wie wir dies von anderen sozialpsychologischen Arbeitsrichtungen kennen. Noch stehe, so Mertens, unter diesen die Psychoanalyse einzig da an Diffizilität, Subtilität und Relevanz. Nomologisierung, Operationalisierung und Falsifizierung unterminierten dagegen die empathische Teilnahme am Alltagswissen des Analysanden im Felde der Übertragung und der Gegenübertragung durch eine damit nicht zu vereinbarende Verobjektivierung des Subjekts. Ein interaktiver Forschungsprozeß sei eben keine positivistische Tatsachvalidierung, sondern die Rekonstruktion symbolischer Wirklichkeiten auf der Ebene des Erlebten. Gleichwohl betont Mertens, etwa gegenüber Klein, daß wir stets und unabdingbar auf Setzungen angewiesen sein werden, die dem klinischen Alltag nicht unmittelbar abzulauschen seien, etwa auf das Triebkonzept, dessen Reichtum an Konnotationen, wie Meissner hervorhebt, die Psychoanalyse vor Konventionalität und bläßlich-intellektueller Schöngesteirei bewahre. Freilich habe man sich damit abzufinden, daß der Mensch die Natur und sich als Naturwesen immer nur in sozialer Vermittlung (vgl. dazu insbesondere Lorenzer, 1972, 1974) erkennen kann, eben im Medium einer Lebensform und Sprache. Natur meint einen immer wieder gleichförmig auftauchenden Aspekt am Horizont des sozial Hergestellten, meint das, was nicht antworten und nur anerkannt werden kann. Somit ist das Naturmoment unabhängig von allen Einzelwissenschaften ein *Grenzbegriff* des Sozialen.

Ein Votum von Gill (1977) soll die zeitgenössischen Auffassungen zur Wissenschaftlichkeit insbesondere der Metapsychologie abrunden. Gill konstatiert ein unnötiges Forschungsdefizit in der Psychoanalyse, das er ihrer Metapsychologie anlastet. Sie offeriere Pseudoerklärungen in naturwissenschaftlichem Gewande, statt ausdrücklich *Sinnzusammenhänge* zu thematisieren. Dadurch würden exquisit psychoanalytische Forschungsbefunde in naturwissenschaftliche Untersuchungspläne hineingezwängt und der potentielle Forscher verzweifele an den unauflösi-

chen Widersprüchen seiner Aufgabe. Dementsprechend sähe das heutige wissenschaftliche Gesicht der Psychoanalyse auch aus: Eine Palette von metapsychologischen Spekulationen, klinischen Impressionen und unsystematischen Hintergrundsannahmen. Gills eigene Forschungsarbeiten (1982) streben statt dessen nach angemessenen Methoden zur empirischen Bearbeitung des psychoanalytischen Prozesses, wenn etwa Psychoanalytiker nach vorgegebenen Kategorien die Sequenzen eines transkribierten Stundenprotokolles einstufen. Unzweifelhaft handelt es sich dabei um ein absolut transparentes, in jeder Facette diskutierbares Vorgehen, das zugleich unserem Verständnis der psychoanalytischen Situation als auch aktuellen wissenschaftsphilosophischen Forderungen gerecht wird. Insbesondere liegt die letzte Entscheidung über den »objektiven« Sinn eines Phänomens nicht beim Subjekt, weder beim Analysanden noch beim Analytiker, sondern bei dem interpretierenden Beobachter als dem Repräsentanten der Sprach- und Lebensgemeinschaft, die natürlich auch den Kontext der psychoanalytischen Therapie umfaßt. In der therapeutischen Analyse erfüllt der Analytiker und später immer mehr auch der Analysand diese Rolle in Personalunion. Solide Forschung indessen läßt sich damit kaum vereinbaren (vgl. auch Flader u. a., 1982).

4. Die sprachphilosophische Neubestimmung der Psychoanalyse als Wissenschaft

Schließlich sei etwas ausführlicher ein grundlegender Neuansatz erläutert, dessen Tragweite für die Psychoanalyse bislang noch nicht erkundet wurde. Bekannt als analytische Philosophie des Mentalen (Bieri, 1981), bewegt er nahezu die gesamte akademische Philosophie Nordamerikas. Wurzelnd in dem um eine Philosophie der Alltagssprache bemühten Spätwerk von Wittgenstein sowie in den Arbeiten von Ryle einerseits und den Erträgen des nach einer logisch idealen Sprache strebenden Wiener Kreises andererseits ist diese Denkrichtung heute verbunden mit den Namen Davidson (1980), Dennett (1971, 1976), Quine (1960, 1974), Rorty (1981), Strawson (1959) u. v. a., unter denen in Deutschland Tugendhat (1976) und Bieri (1981) hervorgehoben seien. Die Zentralthese dieser Denkrichtung könnte lauten:

Jede Kenntnis, jede vergegenwärtigte Erfahrung, jedes aktuelle oder potentielle Wissen besitzt die *Struktur* einer Sprache. Unsere Sinne vermitteln uns unmittelbar nichts, sie sagen uns nichts, wohl aber veranlassen sie uns zu gewissen Äußerungen. Grundlage allen praktischen Könnens

und theoretischen Wissens ist die verbale und averbale, aber notwendig bedeutsame, semantisch relevante Kommunikation derer, die sich über ihre gemeinsame Situation und ihr Handeln darin verständigen müssen: Welche Beschreibung der situativen Umstände könnte brauchbar sein, um aus einem ersten probeweisen Beschreiben (Interpretieren) der Gegenwart auf eine Geschichte (story) zu schließen, die in der Zukunft liegt? Von Handlungen in gemeinschaftlich zu erdeutenden Situationen zu sprechen, meint, die Situation und die Handlung der Akteure darin auf dem Hintergrund ihres Diskurses zu beschreiben. Handlungen sind Aktionen von Personen, den Akteuren des Diskurses. Durch Handlungen erfahren deren Situationszuschreibungen, jene von Personen über Situationen *gemachten* Geschichten, eine neue Wendung: Eine Handlung ist dann festzustellen, wenn man plausibel darzulegen vermag, daß sie notwendig war, um ein bestimmtes Ereignis, eine neue Situation herbeizuführen. Sobald die Partner die erreichte Interpretation der Handlungsabläufe für befriedigend erachten und sie als sinnvoll und rational — angesichts des regulativen Prinzips der Wahrheit (Putman, 1982) — bis auf weiteres gelten lassen wollen, ist ein begründetes Urteil darüber gefunden, ob und welche Handlungen stattfanden und welche nicht. Dabei ist dem interpretierenden und urteilenden Gespräch unter Personen als Voraussetzung jenes Urteils immer schon die prinzipielle gegenseitige Unterstellung von Sinnhaftigkeit mitgegeben, sozusagen als Vertrauenscredit.

Es gibt a priori kein Wissen und erst recht keine Wissenschaft, die nicht der Möglichkeit nach von der uns allen gemeinsamen Alltagssprache einzuholen wäre und in ihr wurzelt. Entweder können wir ein Wissen in Aussagesätzen formulieren oder wir wissen nichts. Daher verwirft die sprachanalytische Philosophie das traditionelle Wissenschaftskonzept der kontinental-europäischen Philosophie, welches das Erkennen dem *Schauen* nachbilden will. Als schauen wir zuerst, wüßten sodann und sprächen schließlich. Vielmehr erschließen wir semantisch relevante Zusammenhänge in einem Zug oder wir verstehen vorläufig nichts. Die Rede von der semantischen Relevanz, korrespondierend mit dem Begriff der Kommunikation, umfaßt in eins den Begriff der Person als dem Agenten der Kommunikation. Der Begriff des Menschen bedeutet dagegen nicht exakt dasselbe, sondern entweder mehr oder weniger vollkommene alltagsweltliche Konkretisierungen oder einzelwissenschaftlich die spezifizierende bio-psycho-soziale Bestimmungen der Person.

Menschliche Personen kommunizieren untereinander, indem sie verbal oder averbal Texte (Bedeutungszusammenhänge) austauschen. Dies ge-

lingt hinlänglich, solange der gemeinte Text dem verstandenen Text semantisch genügend ähnelt. Darüber entscheidet im Zweifelsfall eine Jury der Sprachgemeinschaft: Sie befindet, was eine Person mit einer Botschaft tatsächlich meint und was davon »objektiv« (= intersubjektiv akzeptabel) beim Adressaten angelangt ist. In die Rolle solch fiktiver Repräsentanten der Sprachgemeinschaft geraten wir alle mehr oder weniger häufig, ständig aber als Psychoanalytiker. Nach historisch und situativ durchaus wechselnden Standards entscheiden wir, was innerhalb eines Kontextes, der ebenfalls nach diesen Standards zu beschreiben ist, ein akzeptabler Text sein soll, auch etwa ein wissenschaftlicher. Mithin ist der Gedanke an eine Privatsprache, an ein absolut privates Wissen verfehlt. Was wir gemeinhin so bezeichnen, bleibt *potentiell* öffentlich, oder es ist kein Wissen, keine Tatsache, nicht einmal eine Meinung oder eine Vermutung. Für die Psychoanalyse als Wissenschaft gilt es festzuhalten, daß die Einzelperson hinsichtlich der Beschreibung ihrer selbst zwar über eine besondere und durchaus private Erfahrungsgrundlage verfügt, daß der einzelne hinsichtlich der Haltbarkeit, der Brauchbarkeit, der Rationalität seiner Selbstbeschreibung aber in keiner privilegierten Position gegenüber seiner Sprachgemeinschaft steht. Tugendhat (1976) kennzeichnet das als die epistemische Asymmetrie bei veritativer Symmetrie: Wir beschreiben uns selbst so, wie wir als Mitglied einer Sprachgemeinschaft auch Dritte beschreiben. Der Begriff des Bewußtseins bezieht sich in diesem Sinne nur auf die aktuell gegenwärtigen oder randständig mitgegebenen Beschreibungen einer Person von sich und ihrer Welt und auf nichts weiter. Und so erübrigt sich auch das *Problem* der Interpersonalität: Wir brauchen nicht erst den Nachweis der personalen Subjektivität anderer Menschen, vielmehr verhalten wir uns immer schon handelnd und redend zu unseresgleichen, zu Personen (Duerr, 1978).

Wiederum wird evident, daß die Einzelwissenschaften, natürlich auch die Naturwissenschaften, als Spezialisierungen des alltagssprachlichen Kommunikationsaustausches unter Personen anzusehen sind. Vor diesem ihrem Ausgang muß eine jede Einzelwissenschaft auch letztlich bestehen können. Die Wissenschaften dürfen deshalb in ihrer Selbstaufklärung das Gespräch unter Personen als ihren metaphysischen Grund nicht außer Betracht lassen. Daraus folgt, daß das Sprach- und Handlungsmodell der Kulturwissenschaften dem deterministischen Denken der Naturwissenschaften logisch und ontologisch vorgängig ist. Argumente stehen vor Deduktionen. Erklärungen *sind* akzeptable Argumente. Das letzte Fundament unserer alltäglichen Ontologie ist das interpre-

tierende und Sinnzuschreibende Gespräch zwischen Personen, die Texte und Zuschreibungen generieren und sie bestätigen oder verwerfen. Ihre gerade produzierten (Kon-)Texte konstituieren die faktische, die gelebte Zeit der Person. Damit sind die Begriffe der Person, des Gesprächs, der Situation und der Handlung die nicht zu hintergehenden Markierungen, welche das lebensweltliche Feld der Texte, der sinnrationalen Bedeutungen, fundieren und vermessen. Nur innerhalb dieses Feldes wird Wissen geschaffen. Nicht der einzelne, sondern die Gemeinschaft der kompetenten Sprecher einer Sprache entscheidet darüber, ob ein bestimmtes Subjekt sich innerhalb des Textfeldes genügend sicher bewegen kann, um als Vollmitglied der Sprachgemeinschaft zu gelten, als ein zur Kenntnis, zur Teilnahme am Gespräch hinreichend Befähigter.

Wissenschaft ist mithin, was die von ihr betroffenen Personen, keineswegs nur die Wissenschaftler selbst, volens-nolens als Wissenschaft gelten lassen wollen *oder müssen*. Einmal mehr klingt hier das sog. Naturmoment an: Die Äußerungen, zu denen uns unsere Sinne veranlassen, sind oft genug unausweichlich. Ihnen gegenüber können wir uns nur mit Heidegger als Geworfene beschreiben, sie hängen nicht von unserem Willen ab. Das Unabänderliche im Dasein der Person ist ihrer Einflußnahme entzogen. Als kommunizierende und interpretierende Personen können wir uns der Redlichkeit halber eben nicht nach Belieben über gewisse, sich uns aufdrängende Beschreibungen der Sachverhalte hinwegsetzen. Solche Texte handeln von Widerständigkeiten, Bedürftigkeiten, dranghaften Zuständen und vom Tod.

Der vorangegangene Text und seine zentrale These, nach der Personen im semantischen Feld Interpretationen generieren, kommunizieren, angesichts der Erfahrung diskutieren und sich schließlich auf eine vernünftige Beurteilung der Interpretationen einigen, sollte dem Leser vermitteln, worum es der zeitgenössischen analytischen Philosophie des Mentalen zu tun ist. Von psychoanalytischer Seite hat sich, leider mit blindem Eifer, Roy Schafer (1976) diesem Denkansatz verschrieben. Sein bleibendes Verdienst um die Theorie der Psychoanalyse wird es sein, die Debatte auf den Weg gebracht zu haben. Inhaltlich aber unterminieren seine Beiträge das angestrebte Ziel. Damit habe ich mich an anderer Stelle auseinandergesetzt (Tress, 1983, unveröffentlicht).

Im folgenden möchte ich nun selbst versuchen, die sprachphilosophischen Auffassungen für eine Interpretation der Psychoanalyse als Wissenschaft nutzbar zu machen.

4.1. Die Welt, die Dinge und die Personen als Zuschreibungen

Zuschreibungen oder Attributionen meinen jene Aktivitäten der Person, mit der sie probeweise ihre Situation strukturiert und dies gegebenenfalls in der Zukunft an der Erfahrung korrigiert. Die Rede von einer Beschreibung bleibt demgegenüber zu statisch und legt die Idee des »Ding an sich« nahe, das es endgültig zu erfassen gelte.

Die weiteren Ausführungen legen eine Hierarchie von Zuschreibungen zugrunde, mit Hilfe derer wir die Phänomene der Welt erschließen. Wie für alle anderen Disziplinen, gilt diese Hierarchie der Zuschreibungen ebenfalls für die Psychoanalyse als einer kenntnisgeleiteten und um Kenntnis ringenden Praxis. Schon Freud wußte (1915) um die Beschreibungsabhängigkeit der Realität. Die nachfolgend entwickelte Hierarchie der Zuschreibung, dank derer Personen im Gespräch miteinander von den Dingen reden können, wurden von den Philosophen Davidson (1980) und Dennett (1971) eingeführt.

Die *materiale Zuschreibung* dominiert die physikalischen und chemischen Beschreibungen von Sachverhalten, die niemals in ein Gespräch mit uns eintreten, die wir aber in unser sinnvolles Tun und Lassen mit einbeziehen können oder die uns unvorhergesehen einholen, wie etwa das Gesetz des freien Falls. Die Beschreibungen nach der Art der klassischen Physik sind zwar weder die einzig möglichen noch die einzig richtigen, so wie sie aber einmal konzipiert sind, beweisen sie hohe Überlebenskraft gegenüber alternativen Beschreibungsversuchen. Bislang wurden nämlich unter Zugrundelegung der klassischen Meßvorschriften zur Ableitung der Fallgesetze keine diesen widersprechenden Beobachtungen anerkannt. Lebenspraktische Probleme auf dieser materialen Ebene der Zuschreibungen betreffen etwa die Beschaffenheit eines Fadens für die Erfordernisse einer chirurgischen Naht oder die Technologie einer aussichtsreichen stereotaktischen Operation. Wahrscheinlich sind die Konkretisierungen aller, auch die mentaler Phänomene auf dieser materialen Ebene prinzipiell zu beschreiben. Ein solcher Versuch würde allerdings die menschlichen Ressourcen, insbesondere hinsichtlich der Lebenszeit, absolut überfordern. Die Resultate kämen für nötige Entscheidungen hoffnungslos zu spät, und es wäre keinesfalls garantiert, daß sie sinn- und bedeutungsvoll wären.

Die *funktionale Zuschreibung* als der wesentlich ökonomischere Zugang zu den Sachverhalten erfordert keine Kenntnis ihrer materialen Grundlage, sondern behandelt systemtheoretisch nur funktionale Abhängigkeiten und Regelvorgänge. In sehr beschränkter Hinsicht lassen sich auf

diese Weise auch bedeutsame psychoanalytische Zusammenhänge beschreiben. W. H. König (1981) hat dem erst vor kurzem noch das Wort geredet, Holt (1981) ist bereits desillusioniert, weil angesichts der Komplexität von Regelkreisen, die zwischenmenschliches Kommunizieren und Handeln überhaupt abzubilden vermöchten, das menschliche Vermögen ebenso versagt, wie dies oben für die materiale Ebene beschrieben wurde.

Wenn die Professoren für künstliche Intelligenz am Massachusetts Institute of Technology (MIT) gegen die besten der von ihnen selbst entwickelten Schachcomputer antreten, so nützt ihnen das Wissen um die Schaltpläne, um die funktionalen Abläufe »in« ihren Gegnern wenig. Sie haben nur dann eine gute Chance, das Spiel zu gewinnen, wenn sie annehmen, einem »intentionalen Agenten« (Dennett, 1971) gegenüberzusitzen, der erstens Schach spielen kann, zweitens die Lage auf dem Brett erfaßt und drittens gewinnen will. Es ist eben wesentlich einfacher, *final* zu sagen: Der Hund hat erstens Hunger, sieht zweitens die Wurst und läuft deshalb drittens zu ihr hin und frißt, als den gleichen Sachverhalt entweder auf der Ebene der neurophysiologischen Regelvorgänge oder gar auf der ihrer physikalischen Grundlagen zu beschreiben.

Damit wäre bereits die *intentionale Ebene der Zuschreibungen* eingeführt, auf der die Handlungen eines Agenten unter der Annahme beschrieben werden, daß er angesichts eines vorhandenen Bedürfnisses, eines Dranges (Emotionalität) die Gegebenheiten seiner Umwelt einzuschätzen vermag (Kognitivität) und sodann die Erfüllung seiner Wünsche möglichst aussichtsreich ins Werk setzt (Rationalität). Die Betrachtung der Person als eines rationalen Agenten geht auf Aristoteles zurück (praktischer Syllogismus) und gewinnt in der heutigen Philosophie wieder an Boden, nachdem die nomothetisch-deduktiven Modelle des Menschen enttäuscht haben. In der Tat scheint dieses intentionale Niveau der Zuschreibungen das kulturgeschichtlich und seinswissenschaftlich primäre zu sein, das materiale und funktionale Zuschreibungen erst ermöglicht.

Roy Schafer (1976) glaubt nun, aus dieser intentionalen Perspektive die gesamte Psychoanalyse *radikal* rekonstruieren zu können. Dabei verliert er die Kategorie des Unabänderlichen oder zunächst einfach nur Gegebene unserer Existenz aus dem Blick, die Geworfenheit, die sich uns nach Heidegger im Gefühl erschließt. Wir können zwar durchaus, so Schafers Argument, frei darüber bestimmen, welche Beschreibungen unserer Person als einer Handelnden oder als einer Erlebenden bzw. einer Erleidenden wir wählen wollen. Welche dieser Beschreibungen sich aber

als angemessen erweist, d. h. den empirisch möglichen Gegenargumenten am besten widersteht, das unterliegt eben unserer konkreten Erfahrung in der Welt, und zwar nicht nach unserem Belieben, sondern nach den intersubjektiv verbindlichen Normen unserer gemeinschaftlichen Rationalität.

Wenn ich meine Angst äußere und nicht bewußt lüge, so ist das vermutlich eine sehr gute Zustandsbeschreibung, an der ich als solcher nichts ändern kann. Höchstens kann ich nach Mitteln und Wegen sinnen, daß andere, erfreulichere Zustandsbeschreibungen einmal zutreffen werden. Meine Angst aber ist zum Zeitpunkt der Zuschreibung eine Gegebenheit, ein Naturmoment des bedrohlichen Erlebens, eine Zuständigkeit, die ich in einer konsensuell validierten Sprache ausdrücke. Ich kann mich eben nicht in derselben Situation freuen, so sehr ich mir das vielleicht auch wünsche. Dazu muß ich erst die Situation selbst verändern, d. h. anderen, weniger bedrohlichen Situationsbeschreibungen zur Gültigkeit verhelfen. Damit aber hätte ich gehandelt. Freude, Angst oder Trauer dagegen sind keine Handlungen, sondern Zustände, in denen wir uns in bestimmten Situationen und unter dem Eindruck ihrer Bedeutung einfach *befinden*. Wir können sie wie eine Farbe dann falsch (Verleugnung) oder richtig hinsichtlich des Sprachgebrauchs benennen. Das wäre alles.

An dieser entscheidenden Stelle der Theorie des intentionalen Handelns überzieht Schafer (1976) das Argument und bringt es in Mißkredit. Zugleich gerät er, ohne es offenbar selbst zu merken, in einen unendlichen Regreß, wenn er Wünsche, Emotionen, Begierden, die ihrerseits doch die Voraussetzung des teleologischen Schließens darstellen, selbst wieder als Handlungen erklären will. Dazu müßte er weitere emotionale Zustände heranziehen, die dann wiederum als Handlungen aufzuklären wären, usw. Wir kommen also auch aus logischen Gründen um die kränkende Einsicht nicht herum, als intentional und rational handelnde Personen über die emotional-dranghafte Grundlage unseres Handelns nicht verfügen zu können. Sicherlich sind unterschiedliche inhaltliche Ausgestaltungen der affektiven Zuschreibung denkbar. Emotionalität als Ganzes aber hat den Status einer metaphysischen Setzung, von der unser Sprechen und Handeln als Personen über Personen und mit Personen immer schon ausgeht. Mit Kant wäre Emotionalität als eine Anschauungsform neben Kognitivität und Rationalität für intentional zu beschreibende Gegenstände aufzufassen, d. h. auch für Personen und ihre Handlungen. Intentionale Beschreibungen allein erfüllen den Begriff der Person indessen noch nicht. Damit ein bestimmter Mensch auch als

Person anzusprechen ist, d. h. von anderen Personen als einer der ihren, als »member of the club« anerkannt werden kann, hat er zwei weitere Kriterien zu erfüllen.

Auf der *Zuschreibungsebene der Wechselseitigkeit* muß ein intentionaler Agent zudem als jemand aufzufassen sein, der selbst intentionale Beschreibungen produzieren kann. Beispiel: Dem Knaben, der die Mutter ganz für sich besitzen möchte, erscheint der Vater nicht nur als Hindernis auf dem Wege zu diesem Ziel — das wäre eine rein funktionale Beschreibung des Vaters —, sondern der ödipale Knabe sieht den Vater seinerseits als intentionalen Agenten, als mächtigen Rivalen und unbarmherzigen Rächer. Das Kind erfüllt demzufolge das Kriterium der Wechselseitigkeit, noch nicht aber den Vollbegriff der Person.

Dies ist dem *Zuschreibungsniveau der Gegenseitigkeit* vorbehalten, korrespondierend dem psychoanalytischen Begriff der Objekt Konstanz und der Genitalität. Person zu sein, meint also, sich bestimmte Beschreibungen auf dem Kommunikationsniveau der Gegenseitigkeit gemeinsam vergegenwärtigen zu können. Das verlangt über die Interpretation eines anderen Menschen als eines intentional handelnden Wesens hinaus die Fähigkeit, mit dieser Person in eine Begegnung eintreten zu können, in deren Vollzug sich die Beteiligten der Weltsicht des jeweils anderen inne werden. Gemeint ist die Struktur des gegenseitigen Sich-Anerkennens als Sich-Anerkennende, ausgehend von je eigenen intentionalen Interpretationen von sich und den anderen. Diesen Übergang von Wechselseitigkeit zur Gegenseitigkeit behandelte Hegel als die Aufhebung von Herrschaft und Knechtschaft. Hier liegt exakt das Ziel einer jeden Psychoanalyse: welches ist — im Sinne des psychoanalytischen Narrativs — hinsichtlich ihrer inhaltlichen Konsistenz und ihrer logischen Kohärenz die beste Erzählung, um der verbalen wie der averbalen Szene, d. h. der Totalität der szenischen Kommunikation im Verlauf einer Psychoanalyse, weitestgehend gerecht zu werden. Jene Geschichte, auf die sich der Analysand mit seinem Analytiker im Verlauf des analytischen Prozesses einigt, ist im Falle der geglückten Analyse eine zu dem jeweiligen sozio- und kulturhistorischen Zeitpunkt der Person des Analysanden angemessene Rekonstruktion. Sie setzt zugleich auch als ein Corpus intentionaler Zuschreibungen stärkste Emotionen frei, die der Patient nun vielleicht akzeptiert, mit Erinnerungen anreichert und durchlebt, die er aus gutem Grunde so oder ähnlich bislang insbesondere hinsichtlich ihrer biographischen Bedeutsamkeit sorgfältig vermieden hatte.

Die Lebensgeschichte des Analysanden als historischer Zusammenhang von Sinnstiftungen erfährt auf dem Boden der gemeinschaftlichen Spra-

che ihre Aufarbeitung als intentionales Handeln in Relation zu den je erfaßten inneren und äußeren Gegebenheiten. Psychoanalytische Interpretationen formulieren in diesem Sinne keine Mitteilungen über dem Analysanden bislang unbekannte oder verdrängte Kausalgesetzmäßigkeiten. Interpretationen erschließen vielmehr einen möglichen Sinn, dessen lebenspraktische Bedeutung es dort zu erhellen und zu erproben gilt, wo der Analysand bisher über keine, über unpassend rationalisierende oder nur funktionale Selbstbeschreibungen verfügte. Beispiele funktionaler Zuschreibungen wären: Immer, wenn das Wochenende kommt, werde ich so depressiv. Wenn ich mich länger mit Männern unterhalte, werden die immer zudringlicher. Wenn ich Unordnung sehe, werde ich so unruhig. In Anlehnung an Freud (1915, 1923) wäre zu formulieren, wo Funktionalität war, soll Intentionalität werden. Nichts anderes meint Argelander (1982), wenn er schreibt, die Interpretation formuliere den bisherigen Text und Kontext so um, daß die Ereignisse als Resultanten persönlich motivierter Handlungsweisen erschienen. Der Analysand verfügt damit über neue, freiheitsträchtigere — da nämlich intentionale — Schemata für sein Sprechen und Handeln, begründet in seinem Fühlen und Erleben.

4.2. *Vom besonderen Charakter der Wissenschaft »Psychoanalyse«*

Psychoanalyse ist die Wissenschaft von der möglichst vollkommenen Beschreibung des Menschen unter Aspekten, hinsichtlich derer er den Vollbegriff der Person noch nicht erfüllt oder auch nie erfüllen wird, also unter den Aspekten seiner Intentionalität und Wechselseitigkeit, insofern sich diese (noch) nicht zur Gegenseitigkeit entfaltet haben: In der Deutung versucht der Analytiker Zuschreibungen der Wechselseitigkeit oder auch nur der Intentionalität. Sie gründen auf den Voraussetzungen des Triebes als der dranghaften Emotionalität, des Kognitiven und der Rationalität. Die Formprinzipien und die Inhalte dieser Setzungen werden, und das ist der entscheidende Aspekt, nicht dem Vorbild der erwachsenen Person entnommen, sondern den formalen Momenten und den inhaltlichen Abfolgen der Kindlichkeit. Wo der Alltagsverstand am Erfassen neurotischen Verhaltens verzweifeln möchte, suspendiert der Analytiker (als aufgeklärter Repräsentant seiner Sprachgemeinschaft und relativ unbestechlich seitens des Analysanden bzw. seitens eigener Begierden der Wahrhaftigkeit verpflichtet) die Voraussetzungen der erwachsenen Emotionalität und des erwachsenen Denkens, um statt ihrer die verschiedenen kindlichen Entwicklungsformen und -inhalte probe-

weise einzusetzen. Dieser Vorgang ist weitaus komplexer als etwa die pure Berücksichtigung der kargen Polarität vom Primär- und Sekundärvorgang. Schließlich erscheint gegen Ende des Prozesses die innere Lebensgeschichte des Analysanden, ausgehend von seiner Triebhaftigkeit als dem Motor der sich entfaltenden Intentionalität und später der Wechselseitigkeit, in all ihren — aus der Sicht des rationalen Abendländers — pathologischen Abwandlungen und Fixierungen. Leidvoll wird erfahren, wo die Entwicklungslinien einer Biographie das aufgegebene Ideal der Persönlichkeit jeweils verfehlten. Um das zu leisten, bedarf der Psychoanalytiker der metapsychologischen Theorie der Kindheit als konstruierter Mythen, ohne die er in der Therapie keinen Schritt weiterkäme: Die Metapsychologie beflügelt unsere therapeutische Phantasie. Schließlich entsteht ein Bild der Person als einer Viel-Einheit von Aktionszentren, allesamt virulent und gleichermaßen wahr, aber hierarchisch geordnet entlang der Struktur eines Entwicklungsganges. Um dieser Geschichte selbst inne zu werden und sie dem Analysanden erzählen zu können, tritt der Analytiker in eine uneigennützig Kommunikation mit seinem Patienten ein, geschützt durch Setting und Honorar. Der Analytiker stellt sich dem Modus und Inhalt der nur kindlichen oder gar deformierten Kommunikation des Patienten, wodurch dieser *seiner* desintegrierten Kindlichkeit wieder oder erstmals begegnet. Was das heißt, kann nicht ein für allemal dogmatisch festgeschrieben werden wie ein Naturgesetz, sondern richtet sich nach den personalen Entwicklungsgängen der menschlichen Naturwesen in der Auseinandersetzung mit den Werten und Vorgaben der je herrschenden Kultur. Dabei ist keineswegs ausgemacht, daß wir für die Sprache der verschiedenen Kulturen stets gute Übersetzungen zu finden vermöchten.

Das Material der rekonstruktiven Geschichte entnimmt der Analytiker dem eigenen Erleben innerhalb der Analyse, seiner Theorie von der Dynamik der psychosexuellen Entwicklung einschließlich ihrer kognitiven Korrelate. Vor allem aber schöpft er wesentlich aus der durch die eigene Lehranalyse aufgeklärten, permanent teilnehmenden Beobachtung des Kindes in sich, welches er selbst einmal ausschließlich war und das in ihm — hoffentlich — noch lebt: Dank seiner Gegenübertragung vermag der Analytiker das formale und inhaltliche Material zu einer intentionalen, handlungssprachlichen Deutung auf den unterschiedlichen Ebenen der Kindlichkeit zu gewinnen. Die Interpretation ist dann richtig, wenn sie in das Netz der übrigen Deutungen als den Elementen der Geschichte des Patienten und angesichts der psychoanalytischen Szene paßt, und sie ist dann hilfreich, wenn es dem Analysanden gelingt, mittels der Deu-

tung Neuentscheidungen auf einem gereiften Niveau der Person (zumeist der Gegenseitigkeit anstelle der bisherigen Wechselseitigkeit) zu treffen. In dieser aus Deutungen bestehenden Erzählung ist der Patient immer ein Handelnder, der etwas aus Gründen tat, der kindliche Bedürfnisse mit kindlichen Kognitionen in kindlicher Rationalität verknüpfte, um der Erfüllung seiner Trieb- und narzißtischen Wünsche näherzukommen und die korrespondierenden Ängste zu mildern. Der Heidelberger Philosoph Bartels (1976) spricht in seiner Schrift über Freud und Heidegger von der psychoanalytischen Erweiterung des das Bewußtsein umgrenzenden, interessegeleiteten Handelns als dem Vollzug des Selbstbewußtseins in der Zeit und angesichts des Todes: Die Labilisierung einer bisher für gültig gehaltenen Selbstbeschreibung und die Übernahme einer Neuzuschreibung bleiben stets ein Wagnis, ein Schritt über den Abgrund zwischen den aufgehobenen Selbstzuschreibungen und der noch nicht wiedergewonnenen neuen Integration. Mit der Annahme einer jeden Deutung löst der Patient ein Stück Identität auf, begibt sich in die Unheimlichkeit, um einen weiteren Aspekt seines Erlebens, aufgeklärt durch eine Deutung, in einer neuen Identität zu integrieren. In diesem Horizont werden persönliche Widersprüche zu Stufen einer Integration in der Zeit, zu Stufen eines unabschließbaren Werdens. Ob der Prozeß des Durcharbeitens einer Deutung zu neuer, integrierter Identität führt, bleibt das persönliche Risiko des Analysanden, das Risiko seiner Person. (Die Zeitstruktur eines Existenzvollzugs, die soeben anklang, verdeutlicht einmal mehr, wie unzulänglich jedes räumliche, d. h. material-physikalistische Modell des psychischen Apparates letztlich bleiben muß.)

Die Geschichte des personalen Individuums — vom reinen Drang, vielfach gebrochen an Kognitivität und Rationalität in ihren jeweiligen Entwicklungsstufen, bis hin zur ausdifferenzierten Identität in ihrer stets krisengefährdeten Integration — bewährt sich vor keiner faktischen oder beliebig wiederholbaren Historie. Was einer vor 30 oder 40 Jahren wirklich erlebte, wissen wir nicht, weil ihn damals keiner interviewte, und seine heutigen Berichte darüber sind eben die heutigen. Die Bewährung psychoanalytischer Konstruktionen, allein geboren aus der Gegenwart der reflektierten Behandlungssituation, liegt in der Zukunft, innerhalb und außerhalb des psychoanalytischen Settings, wo nämlich der Analysand gemäß seinen Entscheidungen bei der Übernahme einer Deutung forthin reflektiert, handelt und diese Entscheidung in Freiheit wiederum revidiert.

Abschließend will ich nochmals einen zentralen Punkt der Argumenta-

tion hervorheben, der die Debatte um die Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse unweigerlich mit großer Zähigkeit durchzieht, die Frage nämlich, ob der Analytiker, wenn er zum Zwecke der Deutung sich an den formalen und inhaltlichen Entwicklungsmustern der Intentionalität orientiert, nicht doch Naturgesetze heranzieht und ob dadurch nicht der Status der Psychoanalyse als Naturwissenschaft offengelegt sei. Die Antwort ist ein entschiedenes Nein! Zwischen Personen im Gegensatz zur Idee einer Zoologie des Menschen sind nur interaktive und selbst-reflexive Forschungsprozesse denkbar, nicht aber empirisch-nomothetische Beobachtungen wie gegenüber der nicht argumentierenden Natur. Wie beides miteinander zusammenhängt und das letztere aus dem ersten hervorgeht, wurde oben angedeutet. Das Heranwachsen der Person in die Gemeinschaft der kompetenten Mitglieder einer Sprache steht in keiner irgendwie relevanten Analogie zu physikalisch-chemischen oder technologischen Verfahrensprozessen. Es geht doch allein darum, durch welche Stufenabfolge hindurch wir in lebenspraktischer Absicht annehmen, daß unsere Kinder, so wie einst wir selbst und unsere Patienten, in der Kommunikation mit den Erwachsenen sich zu ihrer selbst bewußten Personen heranbilden, zu Selbstbewußtsein, das sich und anderes Selbstbewußtsein anerkennt. Geleitet von solchen empirisch vertretbaren Entwicklungsannahmen gestalten wir den Umgang mit unseren Kindern und Patienten. Bildungsprozesse folgen keinen Naturgesetzen, sondern sind intentionale Beschreibungen und Zuschreibungen innerhalb einer spezifischen sozio- und kulturhistorischen Situation, die sich mehr oder weniger bewähren. Das bedeutet nichts weniger, als daß jede Sprache, jedes semantische System immer schon auch Zensur ausübt, indem nämlich ein spezifischer Spielraum des Denkbaren vorgegeben wird und eben kein anderer. Insofern sind die innerhalb eines semantischen Feldes handelnden menschlichen Personen sich selbst immer auch entfremdet, da auf sie eben auch ganz anders geartete Beschreibungen und Zuschreibungen passen könnten. Das aber ist psychoanalytisch niemals aufzuheben, sondern als die Grenze des Prozesses anzuerkennen.

Die zuschreibende Deutung *muß* zwar randständig Gegebenheiten als Naturmomente setzen, in der intentionalen Handlungserklärung etwa das Naturmoment des emotionalen Dranges und der Fähigkeit zu rationaler Kognition. *Wie* das für intentionale Zuschreibungen unumgängliche Naturmoment inhaltlich zu füllen ist, hat jede Sprachgemeinschaft auf ihre eigene, revidierbare Weise zu entscheiden. Dabei rührt eine begründete Willkür daher, daß wir mit den Naturgegebenheiten der Emotionalität, dem energetischen Moment, eben dem Trieb in keinen Dialog

zu treten vermögen. Er ist und bleibt sich und uns unbewußt. Das Unbewußte gibt sich der metaphorischen Rede nur scheinbar preis und ist immer auch noch ganz anders. Damit hält die Idee des Unbewußten den Stachel des Widerspruchs jeder Scheinidylle einer *idealen* Sprachgemeinschaft entgegen. Keine Beschreibung ist die letztgültige, immer sind andere gleichermaßen möglich und müssen dennoch nicht miteinander korrespondieren. Das Unbewußte ist nicht sozialisierbar, weshalb an dieser Stelle die Soziologie als Einheitswissenschaft ihr Recht verliert. In genau dem gleichen Sinne ist das Unbewußte auch nicht gesellschaftlich produziert, höchstens das Verdrängte. Das wirklich Unbewußte aber speist kreative Kulturen und verschreckt die Scheinzufriedenheit.

Die ursprüngliche Setzung der Emotionalität, der Kognitivität und der Rationalität als der Grundlage jeder Handlungserklärung — und dies ist synonym mit Handlungsverstehen — läßt die Bildungsgeschichte des Individuums offen für eine empirisch nicht zu entscheidende Werte-Diskussion, was normative Festlegungen über Form und Inhalt typischer kindlicher Bildungsgänge erzwingt. Für seine Epoche hatten Sigmund Freud und die ihm folgende Entwicklungspsychologie sich hierzu in radikaler Klarheit innovativ geäußert. Wir dürfen aber die Zuschreibungen Freuds aufgrund all der bislang entwickelten Argumente nicht fest-schreiben. Wer das nicht unterlassen kann, macht sich zum Buchhalter des Unbewußten in der Illusion, das Unbewußte sei doch nur ein Papier-tiger und letztlich sprachlich faß- und katalogisierbar. Es handelt sich um eine allzu menschliche, aber hilflose Verleugnung, von dem Interesse geleitet, die radikale Ungewißheit personaler Existenz, nicht nur hinsichtlich der Zukunft, sondern auch der Gegenwart und sogar der Vergangenheit durch Lehrbuchwissen zu verdecken. Es handelt sich um den Versuch, beruhigend gleichgültige und stets gleich gültige Fakten an die Stelle der Wahrhaftigkeit zu setzen.

Um die Psychoanalyse sei man unbesorgt. Der Trieb wird seine Totengräber, insbesondere die einheitswissenschaftlichen Ansätze überdauern, weil dem Begriff der Person nicht nur der Begriff des Triebes, sondern auch der Begriff der Redlichkeit inhärent ist. In jeder denkbaren Sprache kann aber Wissenschaft nur das Streben nach systematischer Redlichkeit bedeuten.

(Anschritt des Verf.: Dr. Dr. Wolfgang Tress, Zentralinstitut für Seelische Gesundheit, J 5, D 6800 Mannheim 1)

Summary

Psychoanalysis as science. — The author differentiates the conception of psychoanalysis as science from the normative reductionist commitment of a neopositivist science. He believes that the language-philosophical constructions of the »analytic philosophy of the mental« make it possible to consolidate the conception of a hermeneutic discipline as opposed to functionalistic theory models.

BIBLIOGRAPHIE

- Albert, H. (1972): Konstruktion und Kritik. Hamburg (Hoffmann und Campe).
- Anscombe, R. (1981): Referring to the unconscious: A philosophical critique of Schaffer's action language. *Int. J. Psycho-Anal.*, 62, 225—241.
- Argelander, H. (1982): Textstruktur und Interpretation. *Psyche*, 36, 700—725.
- Bartels, M. (1976): Selbstbewußtsein und Unbewußtes. Berlin—New York (de Gruyter).
- Bieri, P. (Hg.) (1981): Analytische Philosophie des Geistes. Königstein/Ts. (Hain).
- Davidson, D. (1980): Essays on Actions and Events. Oxford (Clarendon Press).
- Dennett, D. C. (1971): Intentionale Systeme. In: P. Bieri (Hg.) (1981), 162—184.
- (1976): Bedingungen der Personalität. In: P. Bieri (Hg.) (1981), 303—326.
- Duerr, H. P. (1978): Traumzeit — Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation. Frankfurt (Syndikat).
- Duncan, D. (1981): A thought on the nature of psychoanalytic theory. *Int. J. Psycho-Anal.*, 62, 339—349.
- Eckardt, B. von (1981): On evaluating the scientific status of psychoanalysis. *J. Philosophy*, 78, 570—572.
- Ervin, E. (1981): The truth about psychoanalysis. *J. Philosophy*, 78, 549—560.
- Fielding, R. G., und S. P. Llewelyn (1982): Psychoanalysis as a human science: Critique and reformulation. *Br. J. Med. Psychology*, 55, 13—17.
- Flader, D., W. D. Grodzicki und K. Schröter (1982): Psychoanalyse und Gespräch. Frankfurt (Suhrkamp).
- Flax, J. (1981): Psychoanalysis and the Philosophy of science: Critique or resistance? *J. Philosophy*, 78, 561—569.
- Frank, A. (1979): Two theories or one? or none? *J. Am. Psa. Ass.*, 27, 169—207.
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. *GW II/III*.
- (1915): Triebe und Tribschicksale, *GW X*, 209—232.
- (1923): Das Ich und das Es. *GW XIII*, 235—289.
- Gill, M. M. (1977): Psychic energy reconsidered. *J. Am. Psa. Ass.*, 25, 581—597.
- , und I. Z. Hoffmann (1982): A method for studying the analysis of aspects of the patient's experience of the relationship in psychoanalysis and psychotherapy. *J. Am. Psa. Ass.*, 30, 137—167.
- Groeben, N., und B. Scheele (1977): Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt (Steinkopff).
- Habermas, J. (1968): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt (Suhrkamp).
- Herrmann, T. (1976): Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme. Göttingen/Toronto/Zürich. (Hogrefe).
- Holt, R. R. (1981): The death and transfiguration of metapsychology. *Int. Rev. Psycho-Anal.*, 62, 129—143.
- Hübner, P. (1980): Einführung in die Methodenlehre der Psychologie. Darmstadt (Wiss. Buchges.).
- Klein, G. S. (1973): Two theories or one? *Bull. Menn. Cl.*, 37, 102—132.

- König, W. H. (1981): Zur Neuformulierung der psychoanalytischen Metapsychologie: Vom Energiemodell zum Informationskonzept. In: W. Mertens (Hg.): *Neue Perspektive der Psychoanalyse*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz (Kohlhammer).
- Lakatos, J. (1970): Falsifikation and the methodology of scientific research programmes. In: Lakatos, J., und A. Musgrave (Hg.): *Criticism and The Growth of Knowledge*. Cambridge, Mass. (University Press), 91—195.
- Lorenzer, A. (1972): *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*. Frankfurt (Suhrkamp).
- (1974): Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Frankfurt (Suhrkamp).
- Meissner, W. W. (1981): Metapsychology — Who needs it? *J. Am. Ps. Ass.*, 29, 921—938.
- Mertens, W. (1981): Krise der psychoanalytischen Theorie. In: Ders. (Hg.): *Neue Perspektiven der Psychoanalyse*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz (Kohlhammer).
- Möller, H.-J. (1978): *Psychoanalyse — erklärende Wissenschaft oder Deutungskunst?* München (Fink).
- (1979): Zur wissenschaftstheoretischen Kritik an der psychoanalytischen Theorie. *Nervenarzt*, 50, 157—164.
- Oatley, K. (1982): Refutation and appropriation of truth in psychoanalysis. *Br. J. Med. Psychology*, 55, 1—11.
- Perrez, M. (1972): *Ist die Psychoanalyse eine Wissenschaft?* Bern/Stuttgart/Wien (Huber) 1979.
- Peterfreund, E. (1975): The need for a new general theoretical frame of reference for psychoanalysis. *Psychoanal. Quart.*, 44, 534—549.
- Popper, K. R. (1935): *Die Logik der Forschung*. Tübingen (Mohr) 1975.
- (1958): *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. Bern (Francke).
- Quine, W. V. O. (1974): *Die Wurzeln der Referenz*. Frankfurt (Suhrkamp) 1976.
- (1960): *Word and Object*. Cambridge, Mass. (MIT).
- Ricoeur, P. (1969): *Die Interpretation*. Frankfurt (Suhrkamp).
- Rorty, R. (1981): *Der Spiegel der Natur*. Frankfurt (Suhrkamp).
- Rosenblatt, A. D., und J. T. Thickstun (1977): Energy, information and motivation: A revision of psychoanalytic theory. *J. Am. Ps. Ass.*, 25, 537—558.
- Rubinstein, B. B. (1976): On the possibility of a strictly clinical psychoanalytic theory. In: M. M. Gill, und P. S. Holzmann (Hg.): *Psychology versus Metapsychology*. New York (Int. Univ. Press).
- Ryle, G. (1963): *The Concept of mind*. Harmondsworth (Penguin).
- Schafer, R. (1976): *Eine neue Sprache für die Psychoanalyse*. Stuttgart (Klett-Cotta) 1982.
- Schwemmer, O. (1976): *Theorie der rationalen Erklärung*. München (Beck).
- Strawson, P. F. (1959): *Individuals*. London (Univ. Paperbacks) 1979.
- Thomä, H. und H. Kächele (1973): Wissenschaftstheoretische und methodologische Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung. *Psyche*, 27, 205—236 und 309—355.
- Tress, W. (1983): *Zur intentionalen Sprache der Handlung als einem Fundament der wissenschaftlichen Psychoanalyse* (unveröff. Ms.).
- Tugendhat, E. (1976): *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*. Frankfurt (Suhrkamp).
- (1979): *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung*. Frankfurt (Suhrkamp).
- Waelder, R. (1962): Psychoanalysis, scientific method, and philosophy. *J. Am. Ps. Ass.*, 10, 617—637.
- Wittgenstein, L. (1958): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt (Suhrkamp) 1980.
- (1970): *Über Gewißheit*. Frankfurt (Suhrkamp).